

Positionen zu Sprache und Gender – ein Überblick über die Theorien

Alma Halidović, Jasmina Đonlagić-Smailbegović, Azra Bešić (Tuzla)

1. Einleitung

Die moderne Gesellschaft ist offenbar von einem Wandel der Geschlechterverhältnisse geprägt. Besonders in der Politik und der Erwerbstätigkeit sind die Positionen der Frauen gestärkt worden: „Frauen haben quantitativ aufgeholt: Bildungsabschlüsse und Erwerbsquoten sind gestiegen, auch hat sich die Zahl weiblicher Führungskräfte leicht erhöht. Die deutsche und europäische Gesetzesgrundlage scheint die Etablierung der von den Frauenbewegungen geforderten Gleichberechtigung von Mann und Frau juristisch zu untermauern.“¹ Ein Blick hinter diese Fassade gewährt erhellende Einblicke in die Realität des gesellschaftlichen Zusammenlebens: Frauen verdienen für vergleichbare Arbeit weniger als Männer, verrichten unentgeltlich die Hausarbeit und übernehmen ohne Bezahlung die Verpflegung und Erziehung der Kinder.

Es wäre sogar im 21. Jahrhundert utopisch zu behaupten, Frauen hätten sich ihre Position in der Gesellschaft, in der Politik, in den Wissenschaften tatsächlich erkämpft. Gewisse Unterschiede, genauer die Geschlechtsunterschiede scheinen allerdings allen anderen Verschiedenheiten wie z. B. unterschiedliche Hautfarben, Ethnien, Gruppenzugehörigkeit oder Religion gegenüber dominant zu sein, wobei mit Geschlechtsunterschieden alle Kulturen zu kämpfen haben. Arbeitsleistungen und Arbeitsaufwand werden je nach Geschlechtszugehörigkeit anders bewertet und bezahlt. Dies bringt Elsen (2020: 21) mit der folgenden Feststellung auf den Punkt: „Der Mann ist noch immer die Norm, an der die Frau gemessen wird.“

Die Verteilung der Geschlechterrollen hinsichtlich Integration und Partizipation ist anscheinend in eine neue Ära getreten, dafür sprechen viele Politikerinnen in Führungspositionen, Frauen an der Macht, z. B. die Bundeskanzlerin (Stand 2021). Dennoch liegt eine Lösung für alle Probleme noch nicht greifbar genug. Die Unterschiede sind in der Gesellschaft für jeden sichtbar und gegenwärtig. Doch woher stammt dieses Kategorisieren in weiblich und männlich, Frau und Mann? Klann-Delius (2005: 1) spricht von diesem Bedürfnis als von einer starken Tendenz in der menschlichen Gesellschaft: „Die Welt zu kategorisieren ist eine den Menschen auszeichnende Neigung. Die Kategorisierung von Menschen nach ihrem Geschlecht scheint eine universell verbreitete und einem starken Bedürfnis entsprechende Tendenz zu sein.“

Die Anfänge der feministischen Sprachwissenschaft liegen in den USA in den 1970er Jahren. Die anfängliche Frauenbewegung in Deutschland hingegen lässt sich in zwei zeitlich aufeinanderfolgende Phasen aufgliedern. Die erste Phase umfasst den Zeitraum der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts und dauerte bis 1933. Diese Phase kennzeichnete den unermüdlichen Kampf der Frauen um ihre Gleichberechtigung, wobei sich dieser vorrangig auf die ökonomische, politische, soziale und kulturelle Gleichstellung der Frau konzentrierte. Die zweite Phase

¹ <https://www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauen-in-deutschland/> (Zugriff: 22.09.2021)

kann als die neue Frauenbewegung bezeichnet werden. Diese Phase fand ihre Ursprünge in dem Aufkommen der studentischen Bewegung sowie in der außerparlamentarischen Opposition (APO) in den Jahren 1967/68. Die Studentenbewegung und die Frauenbewegung motivierten die Ereignisse und Proteste in den USA während des Indochinakrieges (vgl. Samel 1995: 14).

2. Feminismus in Kultur, Gesellschaft und Politik

Wesentliche Impulse für die Frauenforschung und Frauenbewegung kamen aus der Politik- und Sozialwissenschaft sowie aus der Sprachwissenschaft. Es ist folglich nicht verwunderlich, dass die Frauenbewegung immer mit einem Kampf nach Freiheit und Gerechtigkeit verbunden war. Nun könnte hier die Frage gestellt werden, wie man in der Vergangenheit mit dem Problem des Geschlechts umging. Elsen (2020: 30) zufolge herrschte „seit der Antike das Modell nur eines Geschlechts vor, in dem es verschiedene Ausprägungen des Menschen gab, die sich graduell unterschieden und bei dem die weibliche Variante die weniger gut gelungene war.“

Seit der Antike formte also alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens entscheidend nur das Modell eines Geschlechts. Später brachten Forschungen im 17. Jahrhundert neue Erkenntnisse aus der Medizin über die biologisch begründeten Unterschiede zwischen Mann und Frau. Nun charakterisierten neue Merkmale des rein Äußerlichen Mann und Frau. Rousseaus Vorstellung einer natürlich gegebenen Ungleichheit von Mann und Frau etablierte noch weiter das Bild der untergeordneten Frau und des autonomen Mannes. Man würde denken, die heutigen Denkwiesen wären weiterentwickelt und beruhten auf Gleichwertigkeit der Geschlechter. Die Tatsachen zeigen dagegen, dass noch heute die Bewertung der Leistung, des beruflichen Erfolgs von Männern und Frauen nach dem Geschlechtermodell von Rousseau gehandhabt wird (vgl. Elsen 2020: 31). Diese Vorstellung eines solchen Geschlechtermodells fand seine Anwendung ebenfalls im 19. Jahrhundert. Unser heutiges Geschlechtermodell, das die Kategorien Mann und Frau voraussetzt, ist infolgedessen binär aufgebaut, also ein soziales, kulturelles und gesellschaftliches Hierarchieschema (vgl. Schößler 2008: 24). Im Zuge der Französischen Revolution kam es zu Änderungen der bisherigen „natürlichen“ binären Aufteilung. Frauen kritisierten Ende des 19. Jahrhunderts die schwierige Lage in Bildung und beruflicher Laufbahn, aber auch die ungleichen finanziellen Verhältnisse. Das waren die ersten Ansätze einer bis heute andauernden Frauenbewegung: „Die erste Welle der Frauenbewegung ab ca. Mitte des 19. Jahrhunderts forderte, Frauen und Männer in Staat und Gesellschaft gleichzustellen, sie als gleichwertig zu betrachten und ihnen die grundlegenden Rechte zuzuerkennen: das Wahlrecht, das Recht auf Bildung und das Recht auf bezahlte Arbeit“ (Elsen 2020: 31).

Anfang des letzten Jahrhunderts können einige Fortschritte bei der Gleichstellung festgestellt werden. Es kam zu Immatrikulationen von Frauen an den Universitäten, etwa 1900 in Baden und 1909 in Mecklenburg. Frauen wurde 1918 in Deutschland und Österreich das Wahlrecht gewährt, in der Schweiz wurde es ihnen jedoch erst im Jahre 1971 gestattet. Im Dritten Reich kam es zu einem Abbau der Zugeständnisse an Frauen. Diese betrafen Einschränkungen hinsichtlich Berufswahl oder Studienmöglichkeiten. Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte eine neue Beteiligung der Frauen am allgemeinen Demokratisierungsprozess. Offiziell wird von einer Gleichstellung von Frauen und Männern im Grundgesetz der BRD seit 1949 gesprochen. In der Praxis kann aber nicht unbedingt von einer Umsetzung der vorgeschriebenen

Gleichberechtigung gesprochen werden. In neuerer Zeit sicherte das Inkrafttreten des Bundesgleichstellungsgesetzes im Jahre 2001 die Gleichstellung von Frauen und Männern in Dienststellen des Bundes. Ausschlaggebend für die Gender-Debatten, die Frauenbewegungen, aber auch den Feminismus war die gesamte Unzufriedenheit mit der sozialen und politischen Situation (vgl. Elsen 2020: 32–33).

3. Entwicklungen der feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse

Genderlinguistik beschäftigt sich mit der spezifischen Erforschung von Gender, wobei die Genderforschung ein sehr heterogenes und interdisziplinäres Forschungsfeld darstellt. Alle ihre unterschiedlichen Konzepte verfolgen einen gemeinsamen ‚roten Faden‘, nämlich die Untersuchung der Aspekte von Geschlecht und Sprache. Zum Teil gibt es große Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Etappen der feministischen Theorien. Seither vollzog sich ein Wandel in der Betrachtungsweise der Zusammenhänge zwischen Sprache und Sprachgebrauch und Geschlecht, so dass sich seit den 1970er Jahren viel hinsichtlich Konzeption und Ziele der Genderlinguistik getan hat.

Es stellt sich die Frage nach der Definition des Feminismus: Die Ursprünge des Begriffs Feminismus als Inbegriff für eine politische Theorie bzw. Strömung sind in den 1880er Jahren in Frankreich zu finden. Später wird der Begriff auch auf die Frauenbewegung und den Kampf um die Rechte der Frauen bezogen (vgl. Elsen 2020: 30). Heute sind durchaus auch andere Bezeichnungen für feministische Linguistik in Gebrauch: „Feministische Linguistik beginnt als feministische Sprachkritik und bleibt bis heute deskriptiv-kritisch. Sie wird mittlerweile zumeist anders bezeichnet, etwa als Gender und Sprache oder Genderlinguistik“ (Elsen 2020: 30).

3.1. Defizithypothese

Als Erscheinung einer globalen Emanzipationsidee gliedert sich der Feminismus in mehrere Phasen. Ihre anfänglichen (heute überholte) Stellungnahmen und Positionen können als „impressionistische“ und „subjektive“ Studien bezeichnet werden. Damit sind die ersten Überlegungen zur Defizithypothese in diesen anthropologisch-ethnologischen Arbeiten begründet. In ihrem Kern beinhaltet die Defizithypothese, dass Frauen, wenn man davon ausgeht, dass „das Männliche die Regel ist, [...] davon ab[weichen], ihr Sprechen [...] ‚schlechter‘ ist, also defizitär [...]“ (Elsen 2020: 48).

Ende der 60er Jahre lösten Studien von Lakoff und Key Diskussionen über die Sprache der Frauen aus. So behandelte Key (1971) in ihren Arbeiten die sexistische Diskriminierung der Frau durch Sprachsystem und Sprachverwendung. Ihre Untersuchung fokussierte auf die Asymmetrie bei Personen- und Berufsbezeichnungen. Die Autorin vertritt die Theorie von einer androgynen Sprache, in der nicht ein einzelner individueller Stil die Dominanz hat, es also weder eine weibliche noch eine männliche Sprache gibt. Auch Lakoff (1973) stützt ihre Thesen zur Frauensprache vor allem auf die alte ethnolinguistische Theorie. Im deutschen Sprachraum referieren Trömel-Plötz und Pusch auf die amerikanische Theorie zu „Sprache und Geschlecht“.

Im deutschen Sprachraum gehen erste Diskussionen und Hinweise auf die diskriminierende Wirkung der Sprache auf Senta Trömel-Plötz und Luise Pusch zurück. Der Begriff feministische Linguistik ist Pusch zu verdanken. Offen kritisierte sie das als Norm angesehene generische Maskulinum und andere Asymmetrien in der Sprache wie z.B. Fräulein oder Herr Meier und Frau. Das Thema Frauen und Sprache verlagerte sich nach Europa ungefähr zehn Jahre nach der Verankerung der feministischen Linguistik als wissenschaftliche Disziplin in den USA. 1978 veröffentlichte Senta Trömel-Plötz einen Artikel, der für hitzige Debatten sorgen sollte. Gemeinsam mit Luise Pusch übte sie Kritik am generischen Maskulinum, das aufgrund seiner Referenz manchmal auf Frauen und manchmal auf Männer zu Unklarheiten und Missverständnissen führt (vgl. Elsen 2020, 38).

In ihrer „Einführung in die feministische Sprachwissenschaft“ fasst Samel (1995: 30) die wichtigsten Merkmale zum „weiblichen Sprachverhalten“ zusammen, die bei allen Vertreterinnen der Defizithypothese zu finden sind:

- Frauen besitzen einen großen, auf ihre typischen Interessen und kommunikativen Absichten bezogenen Wortschatz; – sie benutzen insbesondere differenzierte Adjektive wie z. B. *mauve, ecru, beige* und sie gebrauchen *empty adjectives* wie *divine, charming, cute*
- Frauen verwenden Frageintonation oder sog. *tag-questions*, um Feststellungen oder Aussagen abzuschwächen wie in *it's so hot, isn't it?*
- Frauen gebrauchen häufiger *hedges* wie *well, y' know, kinda, sorta* oder Ausdrücke wie *I guess, I think* oder *I wonder* als Einleitung von Aussagen und Fragen.

Alle angeführten Merkmale bewerten das weibliche Sprachverhalten als negativ und im Vergleich zum männlichen als defizitär.

3.2. Differenzhypothese

Das Herausstellen des weiblichen Sprachverhaltens als etwas Negatives und Minderwertiges im Vergleich zum männlichen Sprachverhalten war einer der Kritikpunkte an der (heute überholten) Defizithypothese, was in dieser produktiven Phase der Erforschung der „Frauensprache“ zur Bildung weiterer Hypothesen führte. Eine neu aufgestellte Hypothese, die Differenzhypothese, hebt eben diese Andersartigkeit der weiblichen Sprechweise hervor. Frauen sollen sich nicht den männlichen Stil aneignen, sondern sich bewusst machen, dass sie anders sprechen als ihre männlichen Partner oder Kollegen. Höflichkeit und Zurückhaltung im Gespräch sind nach der neuen Hypothese kein Makel, sondern stellen Stärken und spezielle sprachliche Fähigkeiten der Frauen dar. Elsen (2020: 49) hält dazu fest: „Die Differenzhypothese zeigt die Unterschiede auf und billigt beiden Geschlechtern gleiche Fähigkeiten zu. Weibliches Sprechen ist nicht schlechter, sondern anders.“

3.3. Theorie der zwei Kulturen

Als überholt in der feministisch-linguistischen Diskussion gilt ebenfalls die Theorie der zwei Kulturen. Dabei sind es in erster Linie Frauen, die diese Hypothese befürworten oder zur Sprache bringen. So beleuchtet Tannen (1991: 16) dieses Thema vom soziolinguistischen Standpunkt aus und spricht von bestehenden Unterschieden im weiblichen oder männlichen Sprachgebrauch bzw. weist auf eine mögliche Akzeptanz dieser Unterschiede hin.

Nach Tannen kann mit geschlechtsspezifischen Ungleichheiten umgegangen werden, indem man sie hinnimmt und begreift. Missverständnisse, misslungene Kommunikationssituationen, Streitigkeiten zwischen Frauen und Männern sind die Folge des Nichtverstehens und der Nichtakzeptanz des anderen Geschlechts: „Die Erkenntnis geschlechtsspezifischer Unterschiede befreit den einzelnen von der Last individueller Pathologie. Viele Frauen und Männer sind unzufrieden mit ihren persönlichen Beziehungen und werden sogar noch frustrierter, wenn sie versuchen, Probleme ausdiskutieren“ (Tannen 1991: 16). Geschlechtsspezifische Unterschiede sind laut Tannen (1991: 16) durch Akzeptanz und Verständnis solcher Unterschiede aufzuheben, d. h. es sind Kompromisse zu schließen.

Wo setzt die „Theorie der zwei Kulturen“ ihre Erklärung der unterschiedlichen Gesprächsstile an? Tannen (1991: 17) begründet sie mit dem Aufwachsen in gleichgeschlechtlichen Gruppen, in denen sowohl Jungen als auch Mädchen ihre eigenen Interaktionsstile entwickeln. Die getrennt entwickelten Interaktionsstile führen auf keinen Fall zu einer reibungslosen Kommunikation. Samel (1995: 34) sieht sie der „unterschiedliche[n] kulturellen Sozialisation von Jungen und Mädchen“ geschuldet. Oft entstehen aufgrund des dominanten Verhaltens der Jungen Missverständnisse und verbale Konflikte. Das Gesprächsverhalten der Frauen kennzeichnet dagegen eine sehr persönliche Note. Durch solch eine Sprache sucht die Frau die Bindung, die Nähe ihrer Mitmenschen und die Unterstützung ihres Gesprächspartners. Mit dem Einfließen persönlicher Erlebnisse oder Erfahrungen im Verlauf des Gesprächs soll die eventuelle Fremdheit und Distanz zum Gesprächspartner überwunden und beseitigt werden. Heute gilt diese Einteilung nach Geschlechtergruppen als überholt.

3.4. Diversität und *doing gender*

Das *Doing gender*-Konzept unterscheidet zwischen dem biologischen Geschlecht (sex) und dem sozialen Geschlecht (gender). Nach Kothoff (2002: 125) kann *doing gender* als Ansatz, der in der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung seit den siebziger Jahren entstanden ist, aufgefasst werden. Elsen (2020: 33) betont beim *doing gender* die punktuelle Inszenierung: „*Doing gender* heißt, dass Gender im täglichen Leben permanent und immer wieder konstruiert und erst dann überhaupt erst entsteht, dass es eine soziale Gewohnheit ist.“

Entscheidende Impulse für das Konzept kommen von Garfinkel sowie von Goffman. Garfinkel sieht die Entstehung der sozialen Wirklichkeit im alltäglichen Handeln. „Anhand empirischer Untersuchungen stellte Garfinkel die Frage, wie – d. h. mittels welcher Ethnomethoden – wir in unseren Alltagshandlungen scheinbar ‚objektive‘ Tatsachen des sozialen Lebens erzeugen. Zu diesen scheinbar ‚objektiven‘ Tatsachen zählte er auch die Zweiteilung der Menschen in Frauen und Männer“ (Günthner/ Hüpper/Spieß 2012: 3). Garfinkels Untersuchung zur Transsexuellen Agnes ist ein Klassiker der Gender Studies. Untersucht wurde, wie Agnes im Alltag kommunizierte, um als weibliche Person von den Mitmenschen wahrgenommen zu werden. Agnes änderte ihre Art, sich zu kleiden, zu gehen, sich gestisch und mimisch zu präsentieren, aber neben der gestisch-mimischen Präsentation gehörte hierzu auch die Art, sich stimmlich wie eine Frau zu geben (vgl. Günthner/Hüpper/Spieß 2012: 3).

Die neue Auffassung von Gender entfernt sich von einer natürlich gegebenen Kategorie, ist nicht mehr binär und geht davon aus, dass wir unser Geschlecht „machen“ (*doing gender*): „Die

soziale Wirklichkeit erzeugen wir erst im alltäglichen Miteinander. Gender ist nicht gegeben und auch nicht fix. Es ist ‚emergent‘“ (Elsen 2020: 52).

3.5. Dekonstruktion – *undoing gender*

Im Gegensatz zum Konzept des *doing gender* soll *undoing gender* gegensätzliche Tendenzen andeuten: „*Undoing gender* heißt, die Geschlechtsunterscheidung in manchen, z. B. schulischen oder beruflichen, Situationen zu neutralisieren, wenn es angebracht ist, indem sie unwichtig und nicht mehr wahrgenommen wird“ (Elsen 2020: 53). Durch das *Undoing gender*-Konzept erfolgt eine Neutralisierung der Unterschiede, die durch das Geschlecht auftreten. Dies würde voraussetzen, dass man alles, was das Geschlecht deutlich prägt, vermeidet, z. B. auffälliges Make-up, üppigen Schmuck oder enge Leggings (vgl. Elsen ebd.).

Kothoff/Nübling (2018: 37) betonen, dass es Kontexte gibt, in denen das Geschlecht kaum eine Bedeutung hat und erwähnen als Beispiel für die Neutralisierung der Unterschiede „institutionelle Entgenderisierungsverfahren wie Bemühungen um gleiche Repräsentanz von Männern und Frauen in bestimmten Berufsgruppen“.

3.6. Der evolutionäre Ansatz

Der evolutionäre Ansatz fordert, dass biologische Faktoren nicht vernachlässigt werden. Die Unterschiede in der Sprache von Männern und Frauen werden jetzt mit den biologisch bedingten Eigenschaften verknüpft. In Gesprächen der Frauen dominieren Themen wie Beziehungen und zwischenmenschliche Ereignisse, die dem Herstellen sozialer Bindungen dienen. Männer hingegen nutzen Gespräche eher zur Selbstdarstellung und Demonstration ihrer Macht. Elsen (2020: 56) zufolge entsprechen beide Verhaltensweisen dem Ziel, „optimal zu reproduzieren und damit letztendlich die Art zu sichern.“ Dabei soll der evolutionäre Ansatz nicht als „Entschuldigung für stereotype Verhaltensweisen“ (Elsen ebd.) missverstanden werden. Er diene der Wissenserweiterung und der Beobachtung des gesamten Prozesses der Geschlechterforschung.

Wichtig ist, eindeutig zwischen den beiden Begriffen Feminismus und Gender Studies zu differenzieren. Die 1990er Jahre brachten eine entscheidende Wende in der feministischen Theorienbildung: Die Ansätze der 1970er Jahre bekamen sozusagen eine Fortsetzung in den Konzepten der Gender Studies. Als gemeinsamer Ausgangspunkt kann genannt werden: Erfassen und Kritik asymmetrischer Geschlechterverhältnisse in der Sprache. Dennoch müssen einige markante Besonderheiten zwischen den unterschiedlichen Ausrichtungen der Forschungen berücksichtigt werden.

Die Ansätze und Forschungsziele der Untersuchungen von Sprache und Geschlecht von den 1970er Jahren bis heute weichen immens voneinander ab. In den 70er Jahren wurde von einer stabilen und binären Identität ausgegangen, der Mann war die Norm für die Wertung der weiblichen Sprache. Die 90er Jahre werfen neue Forschungsfragen und -ziele auf, man geht von einer ständigen Differenz und Veränderbarkeit der Geschlechter aus, die nicht konstituiert sind, sondern die augenblicklich und in jeder Situation von neuem inszeniert werden.

4. Stereotype durch Sprache?

Eine permanent diskutierte Frage im Rahmen der Sprach- und Kulturwissenschaft ist die nach der Bedeutung und Rolle der Stereotype. Stereotyp wird im Duden-Online-Wörterbuch wie folgt definiert: „vereinfachendes, verallgemeinerndes, stereotypes Urteil, [ungerechtfertigtes] Vorurteil über sich oder andere oder eine Sache; festes, klischeehaftes Bild“.² Solch eine Definition legt nahe, dass Stereotype als stark vereinfachte Urteile über Nationalitäten, Berufsgruppen, Hautfarben usw. zu klassifizieren sind.

Die feministische Sprachwissenschaft geht in ihren Grundsätzen davon aus, dass verschiedene Sprachen auf unterschiedlichen Wegen die Benutzung weiblicher und männlicher Bezeichnungen in gleichem Maße zulassen können oder sollen. Im Deutschen bietet es sich an, die weibliche Form eben nicht auszulassen, sondern sie neben männlichen Personen- oder Berufsbezeichnungen zu benutzen oder eine geschlechtsneutrale Bezeichnung einzuführen. Als solche Formen bieten sich oft Partizipien „Studierende“ „Lehrende“ oder geschlechtsneutrale Komposita wie „Lehrperson“ oder „Lehrkraft“ an.

Das Englische löst entsprechende sprachliche Fragen wie diese durch andere Mittel. Sprachgeschichtliche Entwicklungen führten zur Verschmelzung der drei grammatischen Genera in eine Form, so dass Wörter wie *worker* oder *teacher* sowohl zur Bezeichnung weiblicher als auch männlicher Referenten verwendet werden, was auch der Sprachökonomie entspricht (vgl. Samel 1995: 45). In der Literatur ist demnach die Bezeichnung ‚patriarchalische Sprachen‘ für Sprachen üblich geworden, die sich dadurch auszeichnen, „eine Ungleichbehandlung von Frauen und Männern [zu] produzieren“ (Samel 1995: 46).

Folgt man den Thesen der Vertreterinnen der feministischen Linguistik herrschen sogar noch im 21. Jahrhundert viele stereotype Vorstellungen über Frauen und ihren Sprachgebrauch, die sich in deutlichem Maße auf die Art, wie sich Frauen verhalten, was sie denken, wie sie Erlebtes kategorisieren, wie sie im Alltag agieren, auswirken: „In unsere [deutsche] Kultur gehören stereotype Vorstellungen von Frauen, die viel reden und dabei wenig sagen. Diese Vorstellungen sind in unserer Sprache kodifiziert. Wir haben Bezeichnungen dieser Frauen als Klatschbasen, Schatzbasen, Quasselstrippen, im Bayerischen als Quadrattratschen und Tratschtanten“ (Trömel-Plötz 1982: 79).

Nach Čopić (2012: 236) beträgt der Anteil der Frauen an der Weltbevölkerung ungefähr die Hälfte. Wenn jedoch nach sprachlicher „Gleichstellung“ gefragt wird, stößt man auf große Abweichungen. Es stellt sich die Frage, wie Frauen in der Sprache behandelt werden und wie sie bezeichnet werden. Die Forderung der feministischen Sprachwissenschaft, weibliche Bezeichnungen nicht auszulassen, ist mit der Befürchtung vor einer Ablehnung vonseiten der Gesellschaft belastet: „Es ist nicht egal, wie jemand oder etwas genannt, d. h. bezeichnet, wird. In keiner Sprache. Dies ist an und für sich nichts Neues. Doch es ist noch immer eine Tatsache, dass wir, wenn wir konsequent das weibliche Genus benutzen, besonders wenn es auch die sprachlichen Mittel zulassen, auf grenzenlose Voreingenommenheit stoßen, ja sogar mit bitterem Hohn bedacht werden, wie es in der serbischen Sprache der Fall ist [...]“³ (Čopić 2012: 236).

² <https://www.duden.de/rechtschreibung/Stereotyp> (letzter Abruf: 07.04.2021).

³ Eigene Übersetzung: „Nije svejedno kako se neko ili nešto naziva, odnosno označava. Na bilo kom jeziku. I to zaista nije novina. No, činjenica je da ako dosledno nastojimo da koristimo ženski rod, osobito ukoliko nam

Sieht man von allen Kritikpunkten am weiblichen Sprechen ab, stellt sich die gewichtige Frage, wie soll die Frau denn nun reden? Trömel-Plötz (1982: 52) – wie bereits Lakoff (1973) – meint, dass sich Frauen in einer undankbaren Lage befinden: Sprechen sie typisch weiblich, werden sie als Frau akzeptiert, bleiben aber machtlos. Sprechen sie dagegen wie Männer, gelten sie nicht als ‚richtige‘ Frau oder werden als Emanze diskreditiert: „Wieder stoßen wir auf die ‚double-blind‘-Situation: Um ernst genommen und gehört zu werden, muß die Frau so reden wie der Mann. Redet sie so wie ein Mann, dann ist sie männlich und wird als Frau entwertet. Eine gescheite Frau ist schnell ein Blaustrumpf, eine Intellektuelle, eben nicht feminin. Sie wird deshalb als Frau abgetan: Weder wird sie vom Mann akzeptiert, noch wollen sich Frauen mit ihr identifizieren“ (Trömel-Plötz 1982: 52).

Die Pionierinnen der linguistischen Geschlechterforschung gingen also von folgenden Annahmen aus: 1. Frauen reden anders als Männer, 2. weibliches Sprachverhalten bringt Frauen Nachteile in der Kommunikation. Weibliche Sprache stellt somit aus der Sichtweise der Vertreterinnen der Frauenbewegung ein Handicap in Kommunikationssituationen dar. Da nach der Auffassung der feministischen Sprachwissenschaftlerinnen die Sprechweise als maßgebend für das Verhalten der beiden Geschlechter verstanden wurde, erhielt das Verhältnis von Sprache und Geschlecht eine politische Dimension. Sprache prägt unser Denken, somit bedeuten männliche Werte als Sprachnorm die Dominanz des Männlichen.

Neuere Untersuchungen (Eckes 2008, Alfermann) bringen wie erwartet andere Einblicke in die Frage der Genderunterscheidung und Geschlechterstereotypen. Frühere Annahmen über die Existenz einer Frauensprache oder Männersprache gründeten auf stereotypen Vorstellungen. Die feministische Linguistik beschrieb das Sprachverhalten der Geschlechter bis dato als stereotypisch. Gegenwärtige soziologische Untersuchungen sowie verschiedene linguistische Stereotypenforschungen (vor allem Alfermann 1996, Alfermann/Athenstaedt 2010, Eckes 2008) belegten, dass es durch die sozialen Rollenerwartungen bezüglich sprachlichen Ausdrucks zu stereotypen Rückwirkungen kommt, wonach sich die Geschlechter tatsächlich auch ‚stereotypisch‘ ausdrücken.

5. Perspektiven der Sprachgebrauchsforschung

Die unterschiedlichen Theorien zur Sprachgebrauchsforschung haben eigene Ansätze und Vorstellung des Zusammenhangs von Sprache und Geschlecht hervorgebracht. Je nach dem Verständnis dieses Zusammenhangs, ändert sich mit jeder Theorie die Möglichkeit, jedes Geschlecht in der Sprache gleich zu behandeln. Gender wurde mit der Zeit ein interdisziplinärer Forschungsgegenstand, an dem unterschiedliche Disziplinen Interesse zeigen, z. B. die Sprachwissenschaft, die Soziologie, Anthropologie oder Ethnologie.

Elsen (2020: 58) sucht Gründe für die Unterschiede nicht nur in den biologischen Faktoren, sondern auch in der Sozialisation. Eltern sollten schon in jungen Jahren ihre Kinder für Gleichberechtigung und Gleichbehandlung der Geschlechter sensibilisieren. Neue theoretische Ansätze definieren und verstehen das Geschlecht weder als biologisch begründet noch als binäre Kategorie. Das Geschlecht konstituieren die Menschen einer Gesellschaft in einer Situation, in

jezička sredstva ostavljaju tu mogućnost – kao u srpskom jeziku – nailazimo na bezgraničnu jednostranost, pa čak i na podsmeh – [...] (Ćopić 2012: 236).

einer Interaktion. Sind nun unsere Verhaltensweisen angeboren oder anerzogen? Elsen (2020: 58) betont ausdrücklich, dass „eine einfache Unterscheidung von erworben oder angeboren“ hinsichtlich der Komplexität der Aspekte nicht möglich ist. Außer den biologischen oder soziologischen Umständen, die sich auf unsere Verhaltensweisen auswirken, beeinflussen auch Stereotype unsere Erwartungen an die Geschlechter. Jedes Individuum kann am toleranteren Verständnis und an der Gleichbehandlung durch Sprache mitwirken, indem wir alle den anderen in Alltag mehr respektieren, besser einander zuhören und jeden Menschen im Diskurs gleich behandeln.

Neue Theorie sind mit einer Ausdifferenzierung der Ziele verbunden. Neue Ziele spiegeln sich laut Klann-Delius (2005: 16) darin, „sich der Ergebnisse (und Irrtümer) der bisherigen Forschung kritisch gewahr zu bleiben.“ Klann-Delius (ebd.) sieht überdies eine wichtige Entwicklungstendenz in den demographischen Herausforderungen. Die Geburtenrate in vielen westlichen Ländern sinkt, die Gesellschaft altert immer mehr. Die zunehmende Globalisierung verlangt nach neuen Berufsprofilen, die Arbeitskräfte sollen flexibel, kooperativ sein, Fremdsprachkenntnisse mitbringen.

6. Schlussfolgerung

Eine erste Gegenüberstellung der Grundpositionen der feministischen Linguistik und des Ansatzes des *doing gender* lässt Unterschiede deutlich erscheinen. Der Fokus vieler Studien der feministischen Linguistik beharrte auf dem Aufzeigen einer Diskriminierung in und durch Sprache, aber auch auf einer zu erreichenden Gleichberechtigung in der Sprache. Der Ausgangspunkt, von dem die ganze feministische Theorie ausging, war die Ungleichheit im Sprechen von Frauen und Männern. Diese Asymmetrie, verbunden mit Sprachkritik, war ein Anlass für das Aufkommen vieler späterer Konzepte. Mitte der 1990er Jahre kam es zu einem Wandel der theoretischen Konzepte, aber auch der Bezeichnung der Bewegung. Der Begriff feministische Linguistik wurde durch Genderlinguistik abgelöst. Das Verständnis des Geschlechts war nun ein neues, das Geschlecht wurde mehr in Zusammenhang mit dem sozialen Handeln der Menschen gebracht und zunehmend unter Aspekten des sozialen Handelns und der sozialen Schicht untersucht. Weiterer Forschungsarbeit ist vorbehalten zu überprüfen, ob die biologisch bedingten Unterschiede wirklich als unwichtig abgetan werden sollten.

Dank der Erkenntnisse des evolutionären Ansatzes liegt der Fokus nicht mehr auf den Unterschieden, der Diskriminierung der Frauen. Die Studien dieser Theorie besagen, Männer und Frauen sind gleichberechtigt, trotz dieser Unterschiede. Es gibt kein dominantes und kein unterdrücktes oder benachteiligtes Geschlecht.

Die Feststellungen des evolutionären Ansatzes sollten nicht als Entschuldigung oder Rechtfertigung der bestehenden Statusunterschiede missbraucht werden. Selbst wenn biologisch-evolutionäre Faktoren viele Reaktionen der Sprechenden beeinflussen, ist jederzeit in Interaktionssituationen dagegen anzutreten. Nur wenn sich die Sprachgemeinschaft der Unterschiede bewusst ist, diese aktiver wahrnimmt, kann sie zur Chancengleichheit beitragen.

Literatur

- Alfermann, Dorothee (1996): *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Alfermann, Dorothee/Athenstaedt, Ursula (2010): *Geschlechterrollen und ihre Folgen. Eine sozialpsychologische Betrachtung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ćopić, Hana (2012): *Žene i jezik*. In: Zaharijević, Adriana (Hg.): *Neko je rekao feminizam*. Novi Sad: Heinrich Böll Stiftung, S. 216–226.
- Eckes, Thomas (2008): *Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen*. In: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. 2., erw. u. aktualisierte Aufl.. Hg. v. Becker, Ruth – Kortendiek, Beate. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171–182.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs (N.J.): Prentice-Hall.
- Goffman, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Hrsg. u. eingeleitet von Hubert A. Knoblauch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a.M., New York: Campus Verlag.
- Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (2012): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin: de Gruyter.
- Elsen, Hilke (2020): *Gender – Stereotype – Sprache*. Frankfurt: Narr.
- Klann-Delius, Gisela (2005): *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Kotthoff, Helga (2002): *Was heißt eigentlich »doing gender«?* In: *Wiener Slawistischer Almanach*, Sonderband 55. Hg. v. Jiřina van Leeuwen-Turnovcová, S. 1–27.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Berlin: de Gruyter.
- Lakoff, Robin (1973): *Language and woman's place*. In: *Language in Society*: Cambridge: University Press, Vol. 2, Nr. 1, S. 45–80.
- Pusch, Luise (1984): *Das Deutsch als Männersprache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Samel, Ingrid (1995): *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*. Berlin: Erich Schmidt.
- Schößler, Franziska (2008): *Einführung in die Gender Studies*. Berlin: Akademie Verlag.
- Tannen, Deborah (1991): *Du kannst mich einfach nicht verstehen*. Hamburg: Goldmann.
- Trömel-Plötz, Senta (1982): *Frauensprache: Sprache der Veränderung*. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.